

sich Wien gutwillig ergebe, werde er es gelinde behandeln, wo nicht, so habe es den Tod aller Einwohner und eine gänzliche Zerstörung zu erwarten.

Am 26. kam der ganze Überrest des Heeres, und lagerte sich rings um die ganze Stadt. Der Sultan selbst hatte sein Hauptzelt bey Simmering, wo noch jezt das in desselben Umfang und Form aufgeführte Neugebäude steht. Die Pascha's der verschiedenen Provinzen hatten ihre etwas abgesonderten Lager gegen alle Seiten der Stadt mit vielen tausend Kamehlen, welche Lebensmittel zutrugten.

Am 27. September fingen die Operationen gegen die Stadt an. Die Feinde errichteten 2 Batterien außer dem Kärnthnerthore; es zeigte sich aber bald, daß sie keine Artillerie von schwerem Caliber hatten. Die vielen tausend Pfeile, welche sie in die Stadt warfen, waren vollends von gar keiner Wirkung, und sie dienten den Wienern gut als Küchenholz.

Nun schritten die Türken zu ihrer Haupt-Operation, dem Unterminiren der Stadtmauern und Thürme.

Ein Überläufer, von christlichen Ältern geboren, aber in der muhamedanischen Religion erzogen, und der wieder zum Christenthum zurückkehren wollte, gab schon am 1. October gute Kunde von der Stärke der türkischen Armee, von ihren Planen, durch Minen und Stürme die Stadt einzunehmen, und zeigte sogar einige Punkte an, wo bereits Minen angelegt wurden. Da man mehrere tirolische Bergknappen in der Stadt hatte, so wurden häufig Gegenminen angelegt und das Pulver aus den feindlichen genommen. Man stellte einige Wachen in die Keller und andere unterirdische Plätze; man setzte Trommeln mit Erbsen und Wasserbecken dahin, und so bald sich die Erbsen und das Wasser bewegte, folglich die unterirdische Arbeit des Feindes verrieth, arbeitete man entgegen und leerte die Minen. Auf solche Art dauerten die Angriffe und die Vertheidigung bis zum 14. October, an welchem Tage der letzte Sturm abgeschlagen wurde.

Jezt entschloß sich Solyman, die Belagerung auf-

zugeben, welches auch noch am nähmlichen 14. October geschah.

Preise der Lebensmittel in Wien vor 300 Jahren.

Im Jahre 1415 kostete in Wien	
1 Mehen Mundmehl	20 Pfen.
„ Hafer	15 „
„ Gerste	15 „
„ Roggan	10 „
1 jähriger Kapaun	6 „
1 jüngerer	5 „
1 Spanferkel	5 „
1 Gans	6 „
1 großes Huhn	3 „
1 kleines „	2 „
1 Henne	4 „
1 Pfund Rindfleisch	2 „
„ Kalbernes	2 „
„ Schöpfenes	1½ „
„ geräucherter Speck	4 „
„ frischer Speck	3 „
„ Hausen oder Hechten	6 „
„ Karpfen	4 „
„ Scheiden (Scharn)	4 „
„ Butter	7 „
„ Käse	3 „
„ Kerzen	4 „
Brot für drey Menschen	1 „
Eine Fuhr Holz	25 „
1 Maß Obers oder Milchrahm	2 „
„ vom besten Wein	4 „
„ mittleren Wein	3 „
„ Honig	5 „
5 Eyer	1 „
Dienstbothen - Jahrlohn	6 Guld.
Jährlicher Zins	12 „

V. Moral in Beyspielen, oder herzerhebende Geschichten von Edelmuth, Seelengröße, Kindesliebe, Gewissenhaftigkeit als Gemählde zur Nachahmung — abschreckende Erzählungen von lange verborgen gebliebenen Gräueltthaten und anderen Scheusalen der Menschheit als Warnungstafel.

Die treue Gattinn, die zärtliche Mutter.

Zu welchem Heldenmuth, zu welchen Aufopferungen innige Liebe die treue Gattinn und Mutter begeistere, davon zeugt die Reise der Baronesse Freygang über das furchtbare Grenzgebirge zwischen Europa und Asien, den Kaukasus. Ihr Gemahl, Baron Wilhelm von Freygang, russischer Hofrath, hatte im Jahre 1812, als das Reich

von den Heeren Buonaparte's angefallen war, vom Kaiser Alexander den zwar sehr ehrenden, aber höchst gefahrvollen Auftrag erhalten, über den Kaukasus nach Persien zu eilen, mitten im Winter. Seine Gattinn ließ sich durch nichts abhalten, ihm wenigstens auf dem Theile der Reise, welcher mit den meisten Beschwerden und den furchtbarsten Gefahren drohte, zur Seite zu bleiben, und da sie eben so wenig von ihren Kindern, einem Löh,

terken von wenigen Wochen, noch an der Brust, und einem Sohne, Andreas, erst von drey Jahren, sich trennen wollte, so führte sie auch diese mit sich. — Als die Reisenden über Nowo Ischerkask (Die Hauptstadt der donischen Kosaken) sich Georgiewsk, der Hauptstadt der kaukasischen Linie, genähert hatten, stand plötzlich die ungeheure Grenzmauer Europens und Asiens, der Kaukasus, vor ihren Augen. „Welch' ein Anblick!“ ruft Frau von Freygang aus, „diese ungeheuern, auf einander aufgethürmten Felsenmassen, deren beeistes Haupt sich oft in den Wolken verbirgt, zu weissen aber, wenn es die Strahlen der Sonne zurückwirft, mit blendendem Glanze funkelt und sich mit den schönsten Farben schmückt!“ — Wie ein Thurm über tausend Thürme ragt der Elborus oder Chat-Gara, 2050 Fuß höher als der Schweizer Berggipfel „Mont-Blanc,“ über dieser Welt von Gebirgen, in welcher wohl eine Million rüstiger kriegerischer, räuberischer Männer hausen, empor. Eben hatte man das fogenannte „Räuberthal,“ da sprengten voraus reitende Kosaken zurück mit dem Geschrey: „Ischerkes! Ischerkes!“ Alles floh nach dem festen Platze Staniska Paulowskaja zurück. Eine stärkere Schar Kosaken rückte aus, verjagte die Ischerkesen; die Reise ging von neuem vorwärts, man setzte über den reißend schnellen Terek auf einer Fähr, und war nun in Asien. Bey Wladi-Kaukas wurde Halt gemacht. Dieses ist ein fester Platz und der Schlüssel des Gebirges. Der Befehlshaber daselbst wollte die Baronesse warnen, die Reise nicht weiter fortzusetzen, und wies, statt aller Worte, nach dem schrecklichen Gebirge, das sich in die Wolken thürmte und darin verlor; aber auch sie wies, statt aller Antwort, auf ihren Gatten und auf ihre Kinder. Der wackere Russe verstand sie, drückte ihre Hand, und trocknete sich die Augen. Und nun vorwärts und immer vorwärts durch Klippen und Abgründe, und in allen Winkeln und auf jedem unersieglischen Berge lauende Räuber; denn wie viele verschiedene Sprachen die Völker, welche im Kaukasus hausen — wohl eine Million Waffen tragender Männer — reden mögen, in Einem sind sie sämmtlich sich gleich. — Räuber sind sie alle, listig und grimmig im Angriff, hartnäckig in der Gegenwehr, grausam in der Rache. — Bey Passi, einer Bergveste, zur Sicherheit der Reisenden, ward es immer finstlicher, wilder, schrecklicher im Gebirge. Hin und wieder sah man Dörfer der Assetiner, wie Schwabenbesten, an den Felsen kleben. Auch diese Assetiner liegen stets auf der Lauer, werfen den Reisenden, auf welche sie wie Geyer herabschießen, Schlingen um den Hals, und ziehen sie dann mit sich fort. Sie sind gut bewaffnet, und haben Pferde, welche die Felsen klettern, wie Gamsen. Von Passi arbeitete man sich durch nach Derial (oder Derial), d. h. Pforte einer uralten Veste am Eingange einer ungeheueren Kluff, wo die schwarzen Felsen grausenvoll überhangen, und selbst um Mittag eine unheimliche Dämmerung herrscht. Schon die alten

Römer hatten diesen schauervollen Durchgang aus dem Orient nach dem Nordlande gekannt (Porta Cumana). Tausend Fuß schießt dieser gewölbte, in die zerborstenen Felsen gebrochene Durchgang bis zu den Ufern des Terek, der brüllend sich eine Bahn durch die Klippen erkämpft, und in seinem engen Bette schäumend dahin rauscht. Seitwärts thürmen sich die Gebirge bis zu 5786 Fuß in die Wolken. Alle Gesträuche umher sind niedergebauen, damit lauende Räuber nicht ungesehen heranschleichen mögen. Schrecklicheres, als die Strafe, welche von hier zu Elborus (Chat- oder Gud-Gara) sich empor windet, läßt sich nichts in der Welt denken. Im Winter gleicht sie einem Pfade, der mit der Felsenwand, an der sie klebt, zusammengeschmolzen ist. Nur 5 Fuß ist sie breit, aber hundert Klafter tief der Abgrund, der an ihrem Rande schroff niederwärts schießt. Um Bahn durch den Schnee zu machen, geht eine Reihe Männer voraus, die sich durch ein Seil, welches die vordersten um den Leib schlingen, mit einander in Verbindung setzen, damit, wenn Einer ausgleitet, die Andern ihn halten und zurück ziehen können, daß er nicht in den Abgrund stürzt. — Die Mutter mit den zwey Kindern saß in einem großen, mit einem Felle bedeckten Korbe. Zwey hinter einander gespannte Stiere zogen diesen Korb. Vier rüstige Assetiner und Freygang selbst schützten ihn, damit er nicht umschlüge. Dabey war man noch jeden Augenblick von den oft plötzlich hernieder rollenden Lawinen bedroht. Was sie ergreifen, schleudern sie unerrettbar in den Abgrund. Oft fassen auch Wirbelwinde die Reisenden plötzlich, erregen ein ungeheures Schneetreiben, ersticken und betäuben die Unglücklichen, und werfen sie in den Abgrund hinab. (Einige Jahre nachher, im November 1817, ereignete sich hier ein entsetzliches Unglück. Der bleiche Gipfel des Berges Kasibek gerieth plötzlich in Bewegung, schlug über, und nun konnte man vor dem düstern, wilden, die ganze Luft verdunkelnden und durchsaufenden Schwall von Schnee und Trümmern nichts weiter sehen. Das Geräusch, das diesen Sturz begleitete, war der Herold des Todes für alle Bewohner des schwarzen Thales von Derial. Ungeheure Felsenstücke, von den Seiten des Gebirges abgerissen, trieb die Lawine vor sich her, wie leichte Bälle. Und so stürzte sie nun mit dem Gefrache und der Erschütterung eines Erdbebens über das unglückliche Thal her, verschüttete Alles, Menschen und Herden. Welch' ein grausenvoller Anblick, als nun alles still war; als das gräßliche Geschrey der Menschen und der Thiere nicht mehr gehört wurde und die ungeheure Lawine da lag, weit, starr und kalt! —) Die Mutter saß mit niedergebogenem Haupte und mit gebogenen Knien im Korbe und suchte ihre Kinder vor der Kälte zu schützen. Der Vater und die vier Assetiner, die den Korb schützten und im Gleichgewicht erhielten, sanken oft bis an die Schultern in den tiefen Schnee. Das Pfeifen des Windes und das Geschrey der Kinder unterbrachen allein die Todtenstille

dieser grausenvollen Einöde. Endlich hatte man glücklich den Gipfel des Kreuzberges erreicht; denn hier ist ein Kreuz errichtet, um Gott zu danken, daß er bis hierher geholfen. Nun ging es den Berg hinab, immer noch gefährlich genug. Nur wenige Fuß seitwärts klappt der Abgrund, und an der andern Seite thürmt sich die hohe Bergwand empor, von welcher ungeheure Schneemassen jeden Augenblick herabzustürzen dräuen. Man muß das tiefste Schweigen beobachten, weil der geringste Laut eine Lawine losmachen kann. Diese Gefahr wurde vermieden; aber einer andern, an die man gar nicht gedacht hatte, entging man nur kaum noch. Ein Pferd, das sich losgerissen hatte, rannte plötzlich gegen den Korb, und brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Schon neigte er sich gegen den Abgrund, aber Freygang stemmte sich mit der ganzen Kraft der Verzweiflung dagegen, verhinderte das Umschlagen und den Sturz in den Abgrund, und rettete die Seinigen. — Endlich waren nun — so schien es — die Gefahren überwunden; der Gipfel des Chat-Gara, den man „Kaschaur“ nennt, war überstiegen, und man näherte sich dem Fuße des Gebirges, wo Georgien anhebt, und wieder Vögel singen, Bäume und Pflanzen grünen, und wo man wieder zu Wagen reisen kann. Aber hier lauerte die größte Noth. Man fuhr einen Berg hinab, der zwar nicht bedeutend war, aber zur Linken sehr schroff nach der reißenden Aragua abschob. Man hatte es nicht versäumt, die Räder mit Hemmschuhen zu versehen; aber plötzlich gerieth eines auf ein Felsstück, der Wagen schlug um, und rollte in den Abgrund. Freygang wurde auf die Steine geworfen und blieb ohne Bewußtseyn liegen. Auch die Wärterinn und der dreijährige Andreas wurden zu Boden geschleudert. Die Mutter aber, die das zarte Töchterchen an die Brust drückte, stürzte mit dem Wagen bergab, und in den Strom. Große Felsstücke und ein Hagel von Steinen rollte nach. Der Strom brauste schäumend gegen den Wagen, und wollte ihn mit sich fortreißen. Unterdessen kam Freygang wieder zu sich, rannte hinab in den Strom, arbeitete sich durch bis zu dem Wagen. Auch die übrigen Gefährten, welche noch oben standen, die Hände rangen und schrien, folgten nun nach. Mutter und Kind wurden gerettet. So steil war der Berg nach dem Strome hin, daß man sich an Stricken wieder herauf mußte ziehen lassen. Bedeutenden Schaden hatte glücklicher Weise Niemand genommen. Die übrige Reise nach dem anmuthigen Tiflis wurde nach so vielen und großen Gefahren mit doppeltem Vergnügen zurückgelegt. Weiter aber durfte Frau v. Freygang ihren Gatten nicht begleiten. Während er seine Reise zum Perser-Schah fortsetzte, mußte sie mit ihren Kindern, um den Winter zu vermeiden, die Rückreise beschleunigen. Schon am 5. May machte sie sich auf den Weg. Auf dem größten Theile des Berges Kaschaur war der Schnee geschmolzen. Es dauerte 5 Stunden, ehe er erstiegen war. Die Mutter trug ihr Töchterchen auf dem Arme, weil sie

es Niemanden anzuvertrauen wagte. Der Chat-Gara und der Kreuzberg waren aber noch mit Schnee überdeckt. Der Weg — was sie nicht geahndet hatte — war jezo noch schlimmer, als früherhin im Winter. Der Fußsteig war nicht so breit, daß sie ihn hätte in einem Korbe passieren können. Sie entschloß sich also, zu Fuß zu wandern, indem sie fortwährend ihr Töchterchen trug. Den Sohn trug ein Jäger. Nun trat Thauwetter ein. Sie versank bey jedem Schritte in den tiefen Schnee. Gänzlich durchnäßt, halbtodt von Ermattung, warf sie einen Blick auf den schmalen Rand und den Abgrund seitwärts, da vergingen ihr die Sinne, und sie sank ohnmächtig in die Knie. Als sie die Augen wieder aufschlug, welch' schreckliches Erwachen! — Zwischen den himmelhohen Felsen und den finstern Tiefen sah sie mit ihren Kindern und dem Jäger sich ganz allein; denn die übrigen Reisegefährten waren vor Ermüdung weit zurückgeblieben. Doch hören wir hier selbst, wie sie dieses schauervolle Ereigniß schildert. „Also fast ohne alle menschliche Hülfe,“ schreibt sie, „vor mir den schrecklichen Abhang; an der einen Seite den fürchterlichen Schlund, vor dessen Tiefe sich die Haare sträubten; an der andern eine Felsenwand mit ungeheuern Schneemassen, die jeden Augenblick herabzustürzen drohten; ein Fußsteig, hier kaum einen Fuß breit, vom tiefen Schnee bedeckt; ich — im Begriff der Ermüdung zu erliegen. Es blieb mir nichts übrig, als mein Muth und mein Vertrauen auf Gott. Mit diesen Empfindungen erhob ich mich mühevoll vom Boden, und fing an, den Berg hinabzusteigen, mit unbelledeten Füßen; denn ich hatte meine Schuhe im Schnee verloren. Jeder Schritt eine neue Marter. Ich versank bis an die Knie im Schnee, kaum konnte ich noch mein Kind ertragen. Ein einziger Fehltritt hätte mich in den Abgrund geschleudert. Auch der Jäger, der den Andreas trug, schleppte sich nur noch mit Mühe fort. Ich seufzte laut. Ich flehte den Beystand des Himmels an. Ich zitterte vor den Lawinen. Die Sonne, die ihre glühenden Strahlen ober den Schnee hinschob, blendete mich und mattete mich ab, daß ich bey jedem Schritt auszuruhen gezwungen war. Schon hatte ich indeß, wie durch ein Wunder, die Hälfte des Abhanges erreicht, als endlich die Natur durch gänzliche Erschöpfung unterlag. Ich glitt aus an dem Rande des Abgrundes, — ich stieß einen Schrey des Entsetzens aus, und verlor das Bewußtseyn. Als ich wieder zu mir gekommen war, sah ich mich am Rande des Abgrundes hingefunken, von dem Jäger gehalten und unterstützt, der mit Gefahr des eigenen Lebens mein Retter geworden war. Fast eine Stunde mußte ich an dieser grausenvollen Stelle sitzen bleiben, ehe ich mich wieder aufrichten konnte, so schwach war ich. Kalter Schweiß bedeckte die Stirn; ich zitterte am ganzen Körper. Schon war der Mittag vorüber. Ich mußte weiter wandern, oder an diesem Orte umkommen. Meine Kinder waren ohne Speise. Als ich nun die Sonne

dem Untergange entgegen sinken sah, durchbebt mich der Gedanke, noch so weit von Kobi entfernt zu seyn, wo ich um jeden Preis vor Einbruch der Nacht angelangt seyn mußte. Endlich richtete ich mich auf, und nach einem brünstigen Gebethe zu Gott fing ich wieder an, hinunter zu steigen. Beschwerde, Todesangst und Sihe hatten mich dergestalt erschöpft, daß ich bald verschmachtete. In meiner Noth sog ich Schnee, wodurch ich mich einiger Mäßen erquickte und stärkte. Meine beyden Kinder wimmerten vor Hunger. Am Fuß des Chat-Gara ruhte ich ein wenig aus; dann schleppte ich mich über den Kreuzberg mit unglaublicher Mühe und großer Qual. Anfangs war ich entschlossen, hier die Nacht im Schnee zuzubringen, da meine nackten Füße und mein ganzer Körper von Frost und Nässe durchdrungen war. Die Sonne sank ihrem Untergang entgegen, und noch waren 7 Werste zurückzulegen. Aber das Schreckenvolle meiner Lage bewog mich noch zu einer letzten Anstrengung und zu einem verzweifelten Versuch, mich bis Kobi zu schleppen. Unter Weges beym Schimmer des Mondes sah ich Leichname unglücklicher Wanderer, die im April eine Lawine überschüttet hatte, liegen. Kobi, der elendeste Ort der Welt, war jetzt der Gipfel meiner Wünsche. Das Herz klopfte mir vor Freude, als ich es von fern erblickte. Länger als 14 Stunden war ich bergauf, bergab geklettert. Zu Kobi erwartete mich meine Kalesche. Dann gelangten wir glücklich nach Mosdok. Räuberische Tscherschen, die uns auslauerten, trafen uns nicht, weil wir früher aufgebrochen waren, als sie es geglaubt hatten.“ — In den warmen Bädern von Konstantinopoesk, am Kaukasus, fand endlich Frau von Freygang die Erholung, derer sie so sehr bedurfte, und hier traf dann nach kurzer Zeit auch ihr Gatte wohlbehalten aus Persien wieder ein.

Die edle Tochter.

Zu Nikitin, in der russischen Statthaltertschaft Katherinoslaw, lebte ein ehrlicher Zolleinnehmer, Namens Tzernikow, sehr glücklich in liebevoller Verbindung mit einer zärtlichen Gattinn und einer siebenjährigen wohl-erzogenen Tochter, Nahyda. „Wie glücklich wir sind!“ sagte der brave Tzernikow zu seiner Frau, wenn er in dem Herzen Nahyda's die schönen Tugenden des Mitleids, der Sanftmuth, der Bescheidenheit und der Arbeitsamkeit sich entwickeln sah. „Wie glücklich wir sind! Wir erfreuen uns einer dauerhaften Gesundheit, sind frey von Nahrungsorgen, werden von allen unsern Bekannten geliebt und geschätzt, und unsere Nahyda macht uns täglich Freude durch die Beweise eines guten, vor-trefflichen Herzens. Sie berechtigt uns zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft.“

Aber ohne daß der gute Tzernikow es ahnte, bereitete sich schon ein großes Unglück. Ein angesehenener Kaufmann zu Cherson, der sich durch Schleichhandel bedeu-

tende Reichthümer erworben hatte, führte eine große Menge Waaren aus dem schwarzen Meere in das Innere des russischen Reiches ein, ohne dafür dem Staate die gebührenden Abgaben zu bezahlen. Manchen un-redlichen Zollbeamten hatte er bereits durch Bestechungen für seine Unterschleife gewonnen; nur an der strengen Gewissenhaftigkeit Tzernikow's scheiterten alle seine bösen Künste. So oft er es auch versuchte, diesen durch reiche Geschenke nachsichtig gegen die Betriegerereyen zu machen, stets wurde er vom dem redlichen Manne zurückgewiesen. Nun konnte er seine Waaren nicht mehr verstopfen einschmuggeln. Nikitin konnte er nicht umgehen. Der bedeutende Zoll, den er hier entrichten mußte, schmälerte ihm den großen Gewinn, den er sich durch Betrug erworben hatte. „Das soll,“ murmelte er grimmig, „bald anders werden! Will Tzernikow sich nicht beugen, so soll er brechen!“ Und er ging sogleich an's Werk. Der mächtige Fürst Potemkin, der bey der Kaiserinn Katharina II. alles anrichten konnte, war sein hoher Gönner. Diesem fandte er nun, wie er schon oft gethan köstliche Waaren zum Geschenk, und fügte seinem schmeichlerischen Briefe dann noch die Worte hinzu: „Zugleich halte ich es für meine Pflicht, Ew. Durchsicht unterthänigst anzuzeigen, daß der Zolleinnehmer Tzernikow zu Nikitin in sehr ungebührlichen Ausdrücken von Ihrer Majestät der Kaiserinn, und von Ew. Durchsicht selbst gesprochen hat, damit Ew. Durchsicht künftig auf diesen gefährlichen Menschen ein wachsames Auge richten.“

Mehr bedurfte es bey dem schlechten und eben deßhalb argwöhnischen Potemkin nicht, um sogleich stracks (13. September 1791) einen kaiserlichen Befehl auszuwirken, daß Tzernikow auf unbestimmte Zeit sogleich nach Sibirien abgeführt werden solle.

Eben saßen die jungen Leute mit ihren Nachbarn im traulichen Gespräche beisammen, als die Wache zur Thür herein trat, den Befehl der Kaiserinn bekannt machte und den ehrlichen Mann hinwegzuführen sich anschickte. Starr und sprachlos blickte Tzernikow dem Anführer der Wache ins Gesicht. Bewußtlos war die unglückliche Gattinn zu Boden gesunken. Wehklagend umklammerte Nahyda die bleiche Mutter. Außer sich vor Schreck waren die Nachbarn hinweggerannt. Der Donnerschlag aus hellen Wolken hatte sie Alle betäubt. Auch die Soldaten waren innigst betrübt; aber ihre harte Pflicht zwang sie, den unglücklichen Vater zu erianern, daß er nun mit ihnen gehen müsse. — Endlich löste sich der Schmerz in Klagen und Thränen auf. Die Bestimmung kehrte zurück, freylich mit ihr auch das ganze Gefühl des ungeheuern, unerklärlichen Unglücks.

„Seh ruhig, liebes Weib!“ sagte endlich Tzernikow mit gefasstem Muthe, „seh ganz ruhig! — Es wird wahrscheinlich ein bloßer Irrthum seyn. Ich habe ja nichts verbrochen, und unsere Kaiserinn ist gerecht, sie wird mich also nicht ungehört verdammen. Meine Unschuld

wird anerkannt werden, und ich kehre dann froh zu euch zurück!"

Nun wollte er Abschied nehmen von Frau und Tochter, und dann mit der Wache fortgehen. Aber seine Gattinn wollte ihn durchaus nicht verlassen, sondern ihm ins Gefängniß folgen. Seine Bitten, seine Vorstellungen änderten ihren Entschluß nicht. Er mußte endlich nachgeben, und sie mitgehen lassen. Auch Nahyda klammerte sich an den Vater fest. Er nahm sie auf seinen Arm; so ging der redliche schuldlose Mann mit Frau und Kind in den Kerker. Alle Nachbarn und Freunde sahen ihnen mit Thränen nach, und ersuchten ihnen mit tiefen Seufzern Hülfe und Rettung vom Himmel.

Lange sannern Tzernikow und seine Gattinn im Gefängniß nach, was man ihnen etwa für ein Verbrechen zur Last legen könnte, und wer ihnen dieses große Unglück bereitet haben möchte. — Endlich fiel Tzernikow auf den betriegerischen Schleichhändler aus Cherson, den man ihm immer als einen boshaften und rachfüchtigen Menschen geschildert, und vor welchem man ihn oftmahls gewarnt hatte. Er entsann sich, daß dieser Schurke, als er dessen arge Zumuthungen mit Verachtung zurückgewiesen, eines Tages zornig ausgerufen hatte: „Ha! du sollst es noch einmahl bitter bereuen!" — Aber wie konnte es der Schuldige wagen, dem Unschuldigen ein Verbrechen anzudichten, da er ja froh seyn mußte, wenn nur seine offensbaren Betriegerereyen der Regierung nicht angezeigt wurden? — So weit — meinte der ehrliche Tzernikow — könnte es doch auch die abscheulichste Boshheit nicht treiben.

Am folgenden Morgen wurde der Einnehmer vor den Richter geführt, der ihm den kaiserlichen Befehl vorlegte, und ihn aufforderte, sich binnen 24 Stunden zur Abreise nach Sibirien bereit zu halten. Tzernikow fragte nun zwar nach der Ursache eines so harten Urtheils, aber der Richter antwortete: „Diese ist nicht angegeben, und ich weiß sie auch nicht. Ich kenne Sie zwar als einen rechtlichen, braven Mann, und nehme den herzlichsten Antheil an Ihrem traurigen Schicksale; aber wir müssen die Befehle der Kaiserinn blindlings vollstrecken, und dürfen, bey Gefahr unseres Lebens, keinen Buchstaben daran ändern. Bringen Sie also noch heute Ihre häuslichen Angelegenheiten in Ordnung, denn morgen müssen Sie ungesäumt abreisen.“

Tzernikow ertrug sein Schicksal mit Ruhe und Standhaftigkeit. Das frohe Bewußtseyn der Unschuld stärkte ihn. Nur der Gedanke an seine Gattinn und seine Tochter, diese geliebten Seelen, erfüllten ihn mit Traurigkeit. „Wer wird sie," fragte er selbst, „nun vor Mangel und Noth schützen? Wer in ihren Leiden sie trösten? — Ach, meine Nahyda! daß ich nun diese Blume, die ich mit so großer Sorgfalt aufzog, nicht ferne kann sich entfalten sehen zur vollen, schönen Blüthe!"

Jedoch die treue Gattinn entthob ihn aller dieser quä-

lenden Sorgen. „Wir folgen dir Beide nach Sibirien! Wir theilen auch ferner Glück und Unglück, Schmerz und Freude mit einander! Wie erheitern dir die trübren Tage des Lebens; wir arbeiten für dich, wenn du ermattest; wir pflegen dich, wenn du krank wiest; wir trösten dich, wenn du traurig bist!"

So bestiegen dann mit getrostem Muthe am folgenden Morgen alle drey die Kibitke, die sie nach den Eisfeldern und Schneewüsten des grausenvollen Sibiriens schleppen sollte. Noch ein thränenschwerer Blick nach der heiteren Wohnung, dem Sitze der stillen, häuslichen Glückseligkeit; noch ein letztes Lebewohl an die Nachbarn und Freunde, die ihnen weinend nachschauten: dann fort nach Sibirien! — Nach zehnwochentlicher höchst beschwerlicher Reise in schneidender Kälte und unsäglichem Elend, dem man sie unterweges preis gab, langten sie in Tobolsk an. Alles Ungemach hatte die kleine Nahyda mit unglaublicher Standhaftigkeit ausgehalten; ihre Geduld, ihre Sanftmuth hatte die Aeltern sehr oft bis zu Thränen gerührt. Durch Verwendung des Statthalters von Katharinoslaw, der das Unglück, welches dem unschuldigen Tzernikow widerfuhr, wohl einsah, ohne es jedoch abwenden zu können, erhielt der Verwiesene ganz ungewöhnliche Vergünstigungen von dem Statthalter zu Tobolsk. Es ward ihm und den Seinen in der Nähe der Stadt eine besondere Hütte, und ein ansehnliches Stück Landes angewiesen. Auch wurde ihm verstatet, die nöthigen Bedürfnisse des Lebens, und was sonst zur Erleichterung seiner Lage dienen könnte, anzuschaffen. — In der Hütte fanden sie ein Strohlager, einen Tisch, eine Bank, einiges Geschirre und das nöthige Acker- und Jagdgeräthe. Manches andere hatten sie schon in Tobolsk eingekauft. Wäsche und Kleidungsstücke hatten sie von Nikitin mitgebracht. Bis sie durch eigenen Ackerbau etwas gewinnen konnten, erhielten sie freylich nur zur höchsten Nothdurft Brot, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, und an den Sonntagen etwas Fleisch. In der Hoffnung künftiger besserer Zeiten, die aus dem Bewußtseyn ihrer Unschuld erblühte, ertrugen sie mit Geduld alle Drangsale der Gegenwart.

Nachdem man dem guten Tzernikow einige Tage zur Erholung und zur Einrichtung seiner kleinen Wirthschaft verstatet hatte, bekam er nun aber seine bestimmte Arbeit. Er mußte am Ende jedes Monats 36 Sobel, 10 Hermeline und 6 Füchse abliefern. Fehlte etwas an dieser Zahl, so drohte die fürchterliche Knute. Jedoch wollte man in den ersten Monathen Geduld und Nachsicht mit ihm haben, bis er erst einige Übung in diesem neuen Geschäfte erlangt haben würde. — Mit dem anbrechenden Morgen zog nun Tzernikow aus, wie schneidend die Kälte auch seyn, wie heftig auch der eisige Wind aus dem düstern Norden herwehen mochte. Oft war während der Nacht so tiefer Schnee gefallen, daß er sich erst mit großer Mühe einen Weg aus seiner Hütte

bahnen mußte. Unterdeß er nun die todte Wüste durchkreifte, die ausgestellten Schlingen und Fallen untersuchte, oder im Schnee eingescharrt auf seine Beute lauerte, hohlte daheim die treue Gattinn Wasser aus einem fernen Flusse, dessen dicke Rinde zuvor mit großer Mühe durchhauen werden mußte, schaffte Holz aus einem weit entlegenen Wald herbey, verfertigte weibliche Arbeiten, die sie dann im Sommer nach Tobolsk zum Verkauf trug, und unterrichtete ihre Tochter. — O wie groß war die Freude, wenn der Hausvater mit einer glücklichen Beute heim kehrte, seine erstarrten Glieder am warmen Feuer wieder belebte, durch die kargliche Nahrung sich zu neuen Anstrengungen stärkte, und sich von der fleißigen Nahyda erzählen ließ, was sie wieder Neues erlernt oder verfertigt hatte. — Am Abend kamen gewöhnlich einige andere Verwiesene aus der Nachbarschaft zu ihnen, wiewohl diese Besuche, größten Theils roher und sitenloser Leute, sie ganz und gar nicht erfreuten. Die Meisten, welche bald merkten, daß sie unwillkommen seyen, blieben denn nun nach und nach zurück. Nur Einer, Namens Lupansky, war gerne gesehen. Dieser junge wohlgezogene Mann hatte sich durch eine unbedachtsame Handlung eine zehnjährige Verbannung zugezogen. Er besuchte sie oft, begleitete Tzernikow auf die Jagd, und man betrachtete ihn bald als ein Mitglied der Familie. — War der traurige Winter vorüber, so ergriff Tzernikow den Pflug und aderte; die Hausfrau baute den Garten an. Alsdann wanderte sie mit Nahyda nach Tobolsk, verkaufte, was sie im Winter gestrickt, genäht und gesponnen hatten, und kaufte wieder Vorräthe für den kommenden Winter an. Durch diesen Handel gewann sie so viel, daß sie nicht nur die kleine Wirthschaft versorgen, sondern auch 2 Rennthiere und einen Schlitten anschaffen konnte. Tzernikow wurde bald ein so geschickter Jäger, daß er weit mehr fing und schoß, als ihm vorgeschrieben war. Auch das hierdurch erübriete Geld wurde zur Erweiterung der Wirthschaft angelegt. Der Zustand der guten Leute verbesserte sich von Jahr zu Jahr, so daß sie bey ihrem genügsamen Sinne und dem Bewußtseyn der Unschuld wieder recht zufrieden und glücklich lebten.

Zehn Jahre hatte nun Tzernikow mit Frau und Tochter bereits in der Verbannung zugebracht. Obgleich sich der Zustand seiner Wirthschaft unterdessen bedeutend verbessert hatte, so sehnte er sich doch oft recht sehr nach seiner Heimath zurück. Er war hier in Sibirien immer noch ein Verwiesener, ein Gefangener, in den Augen der Welt ein Verbrecher, und der Willkühr manches hartherzigen rohen Aufsehers preis gegeben. Er hatte in dem kalten unwirthlichen Lande täglich mit großen Beschwerden und Gefahren zu kämpfen, und mußte der armseligen Natur alles durch die größten Anstrengungen abzwängen. Das Verlangen nach dem Umgange mit alten, guten, gleichgestimmten Freunden blieb unbefrie-

digt. Er fühlte auch, daß die Kräfte seines Körpers merklich dahin schwanden, daß seine Gattinn nur mit Mühe die Sehnsucht nach ihrem Jugendlande unterdrückte, und daß seine Tochter trübe Gedanken in ihre Seele verschleüße. „Was wird mein Geschick seyn,“ seufzte Tzernikow oft im Stillen, „wenn ich schwach und hinfällig werde; wenn mich oder die Meinigen eine Krankheit auf das Lager niederwirft?“ —

Nahyda, die unterdeß zu einem schönen Mädchen erblüht war, hatte längst den Trübsinn des Vaters und die Sorgen der Mütter bemerkt, und ein Gedanke, der allgemach in ihrer Seele gekeimt hatte, reifte jezo zum festesten Entschluß. Der Ruf von der Gerechtigkeitsliebe des neuen Kaisers Alexander war auch bis in die Wüsten Sibiriens gedrungen. Zu ihm wollte sie hinein, und zu seinen Füßen Erlösung der armen Ältern ersuchen. Sie theilte diesen ihren Entschluß mit, fand aber anfangs gar kein Gehör. Die Gefahren einer so weiten Reise, die Furcht, ihren köstlichsten Schatz zu verlieren — das Alles bewog die Ältern, der Tochter das Wagestück auszureden. Aber Nahyda hatte keine Ruhe. Ihre Seele war immerwährend mit der Rettung ihrer Ältern beschäftigt. Kein Schlaf kam fast mehr in ihre Augen. Durch Bitten und Thränen brachte sie endlich die Ältern dahin, daß sie in die Abreise willigten. Und nun trat Nahyda mit dem andbrechenden Sommer die Reise nach Petersburg an. Welche Thränen kostete ihnen dieser Abschied! — Aber die freudige Begeisterung, welche das Unternehmen einer jeden guten That erweckt, stärkte und erheiterte sie wieder. Nacht und Tag wanderte die gute Tochter, durch Sturm und Regen, scheute keine Gefahren und keine Anstrengungen. Die Füße waren wund, die Brust schmerzte, aber es galt die Rettung der Ältern; rastlos wanderte sie fürbas. Ganz entkräftet kam sie endlich in Petersburg an, nachdem sie in eilf Wochen 600 deutsche Meilen, zum Theil durch unwirthbare Steppen und über rauhe Gebirge, zurückgelegt hatte.

Der Wirth des Gasthofes, in dem sie eingekehrt war, und dem sie die Absicht ihrer weiten Reise offenbart hatte, gab ihr den Rath, sich zuerst an die Fürstinn Trubehkoi, eine Schwester des verstorbenen Feldmarschalls Romanzof, eine menschenfreundliche, wohlthätige, und auch von dem Kaiser sehr hoch verehrte Frau, zu wenden. Sie befolgte diesen Rath, begab sich gleich am folgenden Morgen zur Fürstinn, erzählte ihr mit herzgewinnender Unschuld und Offenheit das Schicksal ihrer armen Ältern, und den Zweck ihrer Reise. „O, erbarmen Sie sich unser!“ rief sie zulezt, „verloren Sie mich armes, hülfloses Mädchen nicht! Nehmen Sie sich meiner an, gute Fürstinn! Stellen Sie dem Kaiser unser Elend vor! Er soll so gut, so menschenfreundlich seyn. Er wird sich gewiß der Unschuldigen erbarmen. Gott im Himmel weiß es, daß mein Vater unschuldig

ist. Zehn Jahre lang hat er geduldet, und noch weiß er nicht, warum er eine so harte Strafe leiden muß."

Die Fürstin war tief gerührt, und versprach die schnellste Hülfe. Sie behielt das Mädchen bey sich, und begab sich zum Senator Kosodabief, der ein Mitglied der Commission war, welche der edle Kaiser zu einer neuen Durchsicht der alten Verurtheilungen niedergesetzt hatte. Er fand unter den Schriften, die den unglücklichen Tzernikow betrafen, weiter nichts, als das Verdammungs-Urtheil der Kaiserinn und den Brief des nichtswürdigen Kaufmannes aus Cherson. — Nahyda, die ihren Vater öfters von den Bubenstücken jenes Kaufmannes hatte sprechen hören, klärte die ganze Sache auf. — Der Senator erstattete sogleich einen Bericht an den Kaiser, und dieser, gerührt durch ein so hohes Bayspiel kindlicher Liebe, gab sogleich Befehl zur augenblicklichen Befreyung des unschuldigen Tzernikow. — Darnach ließ der Kaiser Nahyda zu sich kommen, empfing sie freundlich und unterhielt sich lange mit ihr. „Noch nie," sagte er zur Fürstin Trubektoi, „habe ich ein weibliches Wesen gesehen, aus dessen Augen die reinste Unschuld, und aus dessen Worten die lauterste Wahrheit so schön und rührend gesprochen hätte, als aus den Augen und Worten dieses Mädchens." — Nun wollte auch der ganze Hof das reizende Mädchen aus Sibirien sehen, und alle bewunderten in Nahyda die seltene Vereinigung der größten Charakter-Stärke mit der kindlichsten Einfachheit der Sitten. — Vom Kaiser und dem Hofe reichlich beschenkt, fuhr sie dann mit der Fürstin nach Hause. Am folgenden Morgen hielt ein Wagen des Kaisers vor der Thür, und Nahyden ward ein Befehl an alle Postämter, sie so schnell als möglich auf Kosten des Kaisers weiter zu befördern, überreicht. Ein Brief an den Statthalter von Tobolsk enthielt den Befehl, den Vater Nahydens sogleich in Freyheit zu setzen, ihm 4000 Rubel auszusahlen, und ihn auf eine bequeme Art nach Petersburg zu schicken.

Mit welchen Thränen des Dankes Nahyda von ihrem Schutzengel, der Fürstin Trubektoi,chied, mit welchem Gefühl unaussprechlicher Seligkeit sie dießmahl nach Sibirien eilte, und mit welchem Jubel sie nach einer glücklichen Reise von 4 Wochen in die Arme ihrer überraschten Eltern flog — das schildert keine Feder. — Die Rückreise wurde ungesäumt angetreten. Der Statthalter von Tobolsk empfing die Familie mit ausgezeichnete Achtung, behielt sie einige Tage bey sich und sandte sie dann in einem bequemen Fuhrwerke nach Petersburg.

Als dem Kaiser Tzernikow's Ankunft gemeldet war, ließ er ihn sogleich zu sich kommen und sich die Geschichte seiner Verbannung umständlich erzählen. Der Kaiser hatte sich schon vorher in Nikitin und bey Tzernikow's Vorgesetzten nach dessen ehemaligem Wandel und Charakter erkundigen lassen, und hatte von allen Seiten lauter rühmliche Zeugnisse erhalten. Er entließ dar-

auf den ehrlichen Mann auf's gnädigste, und machte ihn kurze Zeit darauf zum Ober-Zoll-Revisor der sämmtlichen Dnieper-Zölle. — Der nichtswürdige Kaufmann zu Cherson war schon einige Jahre vorher gestorben, und dadurch den Strafen der Gegenwart entgangen. — Lupansky aber, der Unglücksgenos in Sibirien, war schon 2 Jahre früher als Tzernikow aus der Verbannung zurückgekehrt, hatte zu Moskau eine bedeutende Handlung angelegt, und führte Nahyda, die seit der Bekanntschaft in Sibirien seinem Herzen unvergeßlich theuer geblieben war, nun als glückliche Gattinn heim.

Gewissenhaftigkeit eines vom Armen-Institute betheilten alten Silberarbeiters in Wien.

Ein alter Silberarbeiter in Wien war ganz verarmt, und erhielt daher aus dem Armen-Institute seinen Unterhalt, damit er nicht verhungerte. Im Jahre 1785 ging ihm unvermuthet eine Schuld ein, die er schon längst für verloren gehalten hatte. Sogleich ging er zum Amtsvorsteher, und sagte: „Ich kann für die Zukunft kein Almosen mehr annehmen. Gott half mir zur Erlangung einer Schuld, die ich für verloren hielt, und die mich nun in den Stand setzt, als ein ehrlicher und genügsamer Mann meine wenigen übrigen Lebenstage ohne Sorgen zuzubringen. Ich habe nun schon Unterhalt aus der Armen-Casse erhalten, und wünsche, daß ein anderer Armer künftig diese Wohlthat genieße. Ich bitte Sie daher, mein Herr, nehmen Sie dieses (hier überreichte er dem Vorsteher einen Beutel mit Geld) zur Unterstützung eines Dürstigeren, als ich nun bin, an. Sollten meiner übrigen Tage nur wenig seyn, so soll mein übriges Geld dem wohlthätigen Institute auch zufallen. Indes danke ich Ihnen und jedem guten Herzen für die in meinem grauen Alter mir bisher zugetheilte Unterstützung. Gott lohne Sie dafür!"

Hätte dieser Mann seine eingegangene Schuld nicht verheimlichen, verschweigen und die Almosenelder doch auch nebenher einstecken können? — Ja! wenn er kein Gewissen — kein ehrliches Gemüth, keine Menschenliebe gehabt hätte; „Gott denkt an dich," — hieß es in seiner Seele, — „nun denke du auch wieder an ihn, und thue Gutes, nehme andern würdigern Armen nicht das Brot vor dem Munde weg! Das Almosen gehört nun nicht mehr dir, sondern — wirklichen Armen."

Das Glück der Tochter belohnt die Rechtsschaffenheit des Vaters.

Im siebenjährigen Kriege lag ein preussischer Husar bey einem armen böhmischen Schullehrer im Quartier. Weil der Husar sah, daß dieser ein gewissenhafter Mann war, so sagte er bey seinem Abschiede: „Lieber Freund! ich kann noch in hundert Quartiere kommen, ehe ich wieder einen so rechtsschaffenen Wirth finde. Hier haben

Sie mein ganzes Vermögen, das ich mit meinem Leben erkaufte habe (er gab ihm einen Beutel mit 150 Ducaten in die Hände); heben Sie mir es auf! Überlebe ich den Krieg, so empfangen Sie es mit Dank aus Ihren Händen. Sterbe ich, so habe ich einen armen Bruder in Brieg, diesem können Sie es zukommen lassen.“ — „Verlangen Sie keine Handschrift?“ fragte der Schullehrer. — „Nichts von Handschrift! Ein ehrlicher Mann ist die sicherste Handschrift. Leben Sie wohl!“ und hiermit ritt der Husar fort. Nach einem halben Jahre bekam der Schullehrer die Nachricht, daß derselbe in einem Scharmüchel wäre erschossen worden. Er schrieb an das Regiment, und erhielt die schriftliche Versicherung, daß der Husar todt sey. Damahls lagen eben des Schullehrers Kinder an den Blattern krank, und sehnten sich nach einer Erquickung; er konnte sie ihnen aber nicht geben. „Liebe Kinder!“ — sagte er — „ich habe keinen Pfennig mehr, den ich zu eurer Erquickung anwenden kann.“ „Lieber Mann!“ sagte seine Frau, „du hast ja die 150 Ducaten von dem preussischen Husaren, die könntest du ja angreifen. Es weiß ja Niemand etwas davon, da du keine Handschrift ausgestellt hast.“ — „Schweig!“ — sprach er, — „ich bin nun so alt geworden und habe Niemand Unrecht gethan, so will ich auch nun nicht erst anfangen.“ Sie fiel ihm um den Hals und weinte. „Mann! lieber Mann!“ — sagte sie, — „hast du ein Herz von Stein? — willst du dich deiner Kinder nicht erbarmen?“ — „Gott ist ihr Vater,“ — antwortete er, — „der kann sie retten. Wenn ich sie durch Sünde retten wollte, so würde ich ihren Vater im Himmel beleidigen.“ Und, ohne ein Wort weiter zu reden, riß er sich aus ihren Armen, eilte auf seine Stube, schrieb an des Husaren Bruder und überschickte ihm die 150 Ducaten. Diesem kam das Geld eben recht. Er hatte einen Sohn, der auf eine Universität gehen wollte, und diesem gab er es nach und nach zu seiner Unterhaltung. Unterdessen that Ehrlich, so hieß der Schullehrer, Alles, was möglich war, um seine Kinder gut zu erziehen. Er kleidete sich schlecht, und lebte höchst einfach, und Alles, was er von seiner Einnahme erübrigen konnte, wendete er an seine Kinder. Nun starb der gute Mann, und hinterließ nichts als einige Bücher und sechs Kinder. „Lieber Gott!“ — sagte seine Schwester, als er sterben wollte, — „was will aus diesem Haufen werden?“ Das hörte er, richtete sich auf, lächelte und sprach: „Das laß dich nicht kümmern, liebe Schwester! ich hinterlasse ein großes Gut, ich hinterlasse ihnen meinen Segen!“ — und da starb er. Diese Kinder sind alle gut versorgt worden, vorzüglich die älteste Tochter. Sie zog nach ihres Vaters Tod zu einer Gothe. Da sie niemahls weichlich war erzogen worden, so brauchte sie sehr wenig zu ihrem Auskommen, und dieses erwarb sie reichlich mit ihrer Näh- und Stricknadel. Sie war dabey immer gesund und munter, und ihr Schmuck war Keuschheit. Wenn

sie neben einem Fräulein stand, das zum wenigsten 12,000 Thaler im Vermögen hatte, so schien sie schöner, obgleich ihr Anzug wohlfeiler war. Wer sie sah, sprach: „Des Vaters Segen ruht auf ihr.“ Als sie drey Jahre als eine verlassene Waise gelebt hatte, wurde ein Professor in die Stadt, wo sie wohnte, berufen, und bekam eine jährliche Einnahme von 1000 Thalern. Verschiedene Vorschläge, zu heirathen, wurden ihm gethan, die er aber alle ausschlug. Unterdessen hatte dieses Mädchen auch Anträge von etlichen jungen Mannspersonen, die sie zur Frau begehrten. Es waren aber lauter unästhetische Leute. Da sie ein sehr tugendhaftes Frauenzimmer war, so konnte sie sich nicht entschließen, mit einem von diesen schlecht gesinnten Menschen auf lebenslang die genaueste Verbindung zu schließen. So bewahrte sie die Tugend, die sie ihr gewissenhafter Vater gelehrt hatte, vor einem bösen Manne. Endlich bemerkte sie der Professor, der unweit ihres Hauses wohnte, und der eigentlich des armen Mannes Sohn war, an den ihr Vater die 150 Ducaten überschickt hatte. Ihre Eingezogenheit, Sittsamkeit und Fleiß gefielen ihm sehr. Er wünschte heimlich, sie zu seiner Gemahlinn zu haben. Als er aber sich näher erkundigte und erfuhr, daß sie die Tochter des gewissenhaften Schullehrers sey, der durch seine Gewissenhaftigkeit den Grund zu seinem zeitlichen Glück gelegt hatte, so war er freudenvoll außer sich. „Eines so gewissenhaften Mannes Tochter,“ — dachte er, — „muß die beste Frau werden.“ Er bath um ihre Hand, er erhielt sie, und machte sie zu der glücklichsten Frau, die sie jezt ist.

Die schreckliche Geschichte des allbekannten Hundsfattlers und seine Strafe.

Vor ungefähr 60 Jahren war in Frankenland ein Krämer, der im Lande herum zog und mit Ellenwaaren handelte und viel in Dörfern und Flecken verkaufte. Er führte überall zwey große englische Hunde bey sich, denen er einen Theil seiner Waaren aufpakte, so daß sie aussahen, als wären sie gesattelt, weswegen man ihn auch den Hundsfattler gewöhnlich zu nennen pflegte. Man hielt ihn zwar nicht für so ganz heilig, doch konnte ihm Niemand eine offenbare Ungerechtigkeit nachsagen. Um eben die Zeit lebte in einem Flecken ein ehrlicher Leinweber, der schon sechs Kinder hatte und dabey sehr arm war. Der Hundsfattler kannte ihn und pflegte zuweilen in dessen Hause über Nacht zu bleiben. Wenn ihm dann der arme Leinweber seine Noth klagte, so schien er mitleidig zuzuhören, und versprach bey erster Gelegenheit etwas zur Besserung seiner Lage beyzutragen. Einst kam der Hundsfattler gerade zu einer Zeit, wo die Noth des armen Leinwebers sehr groß war. Er sollte zwey Gulden zahlen, oder am andern Morgen seine Handwerksgeräthe auspfänden lassen, und er hatte keine vier Kreuzer im

Hause. Stumm und traurig saß er hinter seinem Weberstuhl, die Frau weinte, die Kinder schrien nach Brot. Als nun der Hundsattler diesem Jammer eine Weile zugehört hatte, sagte er: „Hier will ich mich ins Mittel schlagen. Ich bin so eben im Begriffe zu einer meiner besten Kunden zu gehen, wo ich eine ansehnliche Summe Geldes einzunehmen habe, und dann will ich wieder einige neue Waaren abhohlen, komm mit, hilf mir tragen! Ich will dir es reichlich lohnen! Überhaupt, wenn ich merke, daß du dich zu meinem Geschäfte schickst, so will ich dich von nun an gebrauchen, und ich wette, es soll dich bald besser nähren, als dein ärmlicher Weberstuhl. Aber freylich, da deine Noth groß ist und keinen Aufschub leidet, so müssen wir uns auch sogleich aufmachen. Ich hatte ohnehin heute keine rechte Lust, hier zu übernachten.“

Der Weber war sogleich bereit, diesen Vorschlag zu befolgen. Der Hundsattler ließ Brot und Bier hohlen, und sie aßen und tranken mit einander. Das Weinen der Kinder wurde also gestillt, und die Klage der armen Familie verwandelte sich in Freude. Beyde Männer machten sich auf; der Weg ging durch einen Wald. Da sie sich mitten im Walde befanden, war es schon Nacht. Sie kamen auf einen Kreuzweg. Hier blieb der Krämer einige Augenblicke stehen, und pfiß vier Mahl sehr stark nach allen vier Seiten. Der Weber konnte nicht begreifen, warum dieses geschah. Sie gingen weiter fort. Nach wenigen Minuten tauchte es auf allen Seiten im Gebüsch. Der Weber erschrak und fuhr zusammen, aber seine Bestürzung war noch größer, da er neun bis zehn Kerle hervorspringen sah, welche sich um die beyden Wanderer herum stellten und riefen: „Willkommen, Hundsattler! willkommen! wo steckst du denn so lange? und wer ist dieser hier?“ — „Ein neuer Kamerade ist er,“ — antwortete der Hundsattler, — „Unglücksfälle und Armuth haben ihn in der Welt bisher genug ausgebeutelt, nun will er sich an anderer Leute Beute dafür schadlos halten. Ich stehe euch für seine Treue, denn ich kenne ihn schon lange.“ — „Wenn dem so ist, so sey er uns willkommen!“ — so antworteten sie Alle und ergriffen Einer nach dem Andern des Webers Hand, und schüttelten sie gleichfalls zur Bestätigung ihres Bundes. Jetzt merkte der Weber erst, daß er sich unter Räubern befand. Das hatte er vorher nicht gedacht, daß der Hundsattler ihm auf eine solche Art helfen wollte. Wie groß war seine Bestürzung! Wie gerne hätte er sich in sein häusliches Glend wieder zurückgewünscht! Ja er würde den Räubern geradezu gesagt haben, daß er sie verabscheue; aber er besorgte, daß es dann um sein Leben geschehen wäre. Aus Liebe zum Leben verstand er sich also, so gut er konnte, nahm eine willige Miene an, drückte ihnen Allen wieder die Hand, dankte für die gute Aufnahme und versprach sein Möglichstes zu thun, um der Gesellschaft nützlich zu seyn. Der Hundsattler war

der Anführer der Räuberbande. Jetzt offenbarte er ihnen, wohin es diese Nacht gehen sollte. Er sagte, er wüßte, daß ein reicher Müller eine Stunde davon vor etlichen Tagen 3000 Gulden bares Geld eingenommen habe. Dieses Geld könnten sie besser brauchen als der Müller, und sie wollten es diese Nacht ihm weghohlen. Damit sie aber nicht erkannt würden, wollten sie sich alle das Gesicht schwarz machen. Den Müller mit der Frau und dem Gesinde müßten sie binden, und wenn sich dieselben etwa zur Wehre setzen wollten, so müßte Alles in der Mühle um's Leben gebracht werden.

Der Vorschlag wurde angenommen. Man machte sich auf den Weg, und als sie an die Mühle kamen, wurde der Leinweber, weil er noch ein Lehrling war, nur als Schildwache vor die Thüre gestellt. So leicht dieses Geschäft war, so schlug ihm doch das Herz dabey; indessen fuhr er fort, sich zu verstellen, und versprach so wachsam als möglich zu seyn. Die Andern brachen ein, der Müller und seine Leute wurden gebunden und sehr gemißhandelt; aber die Diebe fanden nicht, was sie suchten, denn die 3000 Gulden waren schon wieder ausgeliehen. Sie packten Alles zusammen, was sie fanden ließen die Leute gebunden da liegen, und gingen davon. Im Walde theilten sie den Raub; der Leinweber bekam für seinen Theil fünf Gulden. Die übrigen Räuber zerstreuten sich nun, und der Weber ging mit dem Hundsattler seiner Heimath zu. Kaum waren sie allein, da machte der Weber dem Hundsattler die bittersten Vorwürfe und sagte: wenn er nur im Gerینگsten hätte muthmaßen können, daß man ihn zu einer solchen Schandthat gebrauchen würde, so hätte er lieber den Bettelstab, als diesen Ausweg gewählt. Auch die fünf Gulden wollte er nicht behalten, denn das wäre Blutgeld, welches ihn härter als der Hunger drückte, und niemahls würde er ohne Reue an gegenwärtige Nacht denken, in welcher ihn nur die Liebe zum Leben und die Sorge für sein Weib und seine Kinder bewogen hätte, zu einer solchen That behüßlich zu seyn.

Der Hundsattler hörte dieses Alles ganz gelassen und lächelnd an; aber die fünf Gulden nahm er dem Weber nicht ab, sondern sagte: „Behalte sie nur; ich begreife gar wohl, daß sie dir bey deiner großen Furchtsamkeit sauer zu verdienen geworden sind. Bedenke, daß vielleicht heute oder morgen deine Frau und Kinder verhungern, wenn du dieses Geld wegwirfst, das doch nie mehr an seinen rechten Herrn zurückkommt. Willst du aus frommer Dummheit mit Gewalt ein armer Teufel bleiben, so bleibe es. Ich zeige dir wenigstens den Weg, worauf du dir hättest helfen können; ich will dich doch nicht mit Gewalt aus deiner Dummheit herausziehen und dich glücklich machen. Nur das merke dir, Kerl! von Allem, was du bey uns sahst und hörtest, halte das Maul! Unterstehest du dich auch nur ein Wort davon auszulauern, so wird dir die Hütte über dem

Kopfe angezündet; so soll nicht allein dir der Schädel zerschmettert, sondern auch dein Weib und deine Kinder vor deinen Augen erwürgt werden. Das schwöre ich dir, du magst an einen Gott oder Teufel glauben, bey Beyden, und das werden gewiß vierzig bis fünfzig Dursche möglich machen, denen es weder vor Galgen noch Gericht grauet." Dieses sagte er in einem solchen Tone, daß man wohl merken konnte, wie sehr es ihm damit Ernst war. Der arme Weber, welcher mehr für das Leben der Seinigen, als für sein eigenes besorgt war, behielt das Geheimniß sorgfältig bey sich. Selbst seiner Frau sagte er kein Wort von dieser ganzen Geschichte. So oft hernach der Hundsattler zu ihm kam, zitterte er heimlich, und wenn derselbe ihn lachend fragte: ob er wieder mitgehen wolte? so antwortete er weiter nichts als: „Gott bewahre!“

Nach einiger Zeit wurde der Hundsattler zu Bairreuth gefangen gesetzt, weil man ihn wegen verschiedener Räubereyen in Verdacht hatte. Er läugnete, aber man hatte so starke Anzeigen gegen ihn, daß er nach dämahliger Gewohnheit auf die Folter gebracht wurde. Er ertrug die Schmerzen standhaft, und beharrte darauf, er wäre unschuldig. Da man kein anderes Mittel wußte ihn zum Geständnisse zu bringen, so wurde er wieder losgelassen, und bekam noch ein schriftliches Zeugniß seiner Unschuld, nebst der Erlaubniß, sich wie bisher von seiner Krämerrey zu nähren. So ging er aus dem Gefängnisse, mit dem festen Vorsatze, sein Diebeshandwerk noch ferner fortzusetzen, nur vorsichtiger als ehemals dabey zu seyn. In der Vorstadt von Bairreuth war ein Wirthshaus, in welches er vorher oft einzukehren pflegte; auch jezt nahm er seinen ersten Gang dahin, und weil es gerade Jahrmarkt war, so fand er im unteren Zimmer eine Menge Gäste. Einige, die ihn kannten, umringten ihn sogleich, freuten sich, ihn frey zu sehen, und fragten: wie es eigentlich zugegangen habe? ob er viel hätte ausstehen müssen? ob er völlig gerechtfertiget sey? u. dgl. — Nun fing er an, mit seiner Unschuld zu prahlen und mit seiner Herzhaftigkeit in unverdienten Leiden. Er zeigte sein schriftliches Zeugniß und schimpfte über die Gerichte, daß sie einen ehrlichen Mann so gleichgültig gequält hätten, und am Ende hätten sie sich doch selbst auf's Maul schlagen müssen. Alle bedauerten ihn, bewunderten seinen Muth und drängten sich um ihn, nicht nur um ihm zuzuhören, sondern auch gleichsam zur Entschädigung ihm etwas abzulaufen. Aber unter diesen Gästen war auch Einer, dessen sich der Hundsattler nicht vermuthete, nämlich der Scharfrichter von Culmbach, der im verstorbenen Jahre befohlen worden war. Dieser bemerkte, daß der Hundsattler und sein Weib Kleider trugen, welche ihm zugehört hatten. Er ließ nichts merken, ging stillschweigend aus dem Zimmer und befahl dem Wirth, die beyden Leute nicht wegzulassen. Nun lief er und hohlte die Wache. Der

Hundsattler dachte an gar keine Gefahr, sondern zechte, schwante und prahlte noch immer fort, als unvermuthet die Wache hereintrat und Hand an ihn legte. Er ruht und verlangt die Ursache zu wissen. Der Culmbacher fragte ihn, woher er diese Kleider habe? Er stellt sich zwar ganz unschuldig und getrost, muß aber doch wieder in eben das Gefängniß wandern, das er erst verlassen hatte. Der Verdacht war jezt stärker als vorher und das Gericht hielt es für nöthig, weil die Folter bey ihm nichts ausgerichtet hatte, ihn durch größere Martern zum Geständnisse zu bringen. Der Culmbacher Scharfrichter erdachte selbst eine grausame, unmenschliche Qual für ihn, die man in unseren Zeiten gewiß nicht mehr gebrauchen würde, und er verrichtete auch selbst das schreckliche Henkersgeschäft an dem Hundsattler. Es wurde nämlich ein feines, baumwollenes Hemd in Ohl getaucht, ihm angezogen und dann so behutsam an seinem Leibe angezündet, daß es ganz langsam verbrannte. Dieses machte ihm so unerträgliche Schmerzen, daß er sich endlich erboth, Alles zu bekennen. Er wurde nun ordentlich verhört, und da er einmahl zum Geständnisse gebracht war, so erfuhren die Richter weit mehr, als sie erwartet hatten. Seit vielen Jahren hatte er seine Räubereyen getrieben, bald allein, bald in Gesellschaft, bald des Tages in Wäldern und auf der Strafe, bald des Nachts durch gewaltsamen Einbruch. — Aber das war lange noch nicht Alles; denn dieser grausame Bösewicht hatte auch eine ungeheure Menge Menschenblut auf sein Gewissen geladen. Er hatte nicht nur unschuldigen Fremden und freundschaftlichen Reisegefährten das Leben geraubt, sondern seine Bosheit war so hoch gestiegen, daß ich zittere und die Feder niederlege, weil ich's nicht beschreiben kann.

Nachdem er seine Schandthaten bekannt hatte, verlangte man, er sollte auch seine Kameraden angeben. Das aber that er nicht, sondern sagte immer, er hätte sie nicht nach ihren Nahmen und Wohnungen gekannt, er wäre nur im Walde mit ihnen zusammen gekommen. Dabey versicherte er, daß man doch keinen von ihnen bekommen würde, denn sie hätten schon längst unter sich ausgemacht, daß sich sogleich Alle aus Deutschland machen wollten, sobald Einer von ihnen gefangen würde. Dieser Aussage glaubte man zwar nicht, aber er blieb immer dabey; man drohte ihm mit der Folter, allein man konnte nichts weiter von ihm herausbringen. — Endlich sagte er: „Wohlan, Einen will ich denn doch angeben, dessen Name und Wohnung ich keane, und glaube auch, daß man seiner noch habhaft werden kann. Dieser war mein treuester Gehülfe bey allen meinen Räubereyen; so einfältig er sich auch stellte, war er doch immer schlauer, als ich, und kann allerdings noch mehr gestehen, als ich selbst.“ Man fragte, wer dieser wäre? und er nannte — jenen armen, ehrlichen Leinweber.

Auf diese Aussage wurde jener sogleich in Verhaft

genommen. Seine Frau, die eben damals schwanger war, fiel in Ohnmacht, seine Kinder schrien um Hülfe und Erbarmen. Die Nachbarn liefen zusammen, und er wurde ganz betäubt fortgeschleppt und in's Gefängniß gelegt. Bey dem ersten Verhöre gestand er sogleich Alles, was er wußte; aber er konnte auch weiter nichts gestehen, als daß er bey dem einzigen Diebstahle gezwungen worden wäre, Schildwache zu stehen. Diese Aussage stimmte aber nicht mit der Angabe des Hundsfatters überein. Sie wurden mit einander verhört. Der Weber erklärte fast vor Schrecken und Entsetzen, als er diese lügenhafte Beschuldigung des Hundsfatters vernahm. Er bath und flehte ihn mit Thränen an, mit aufgehobenen Händen, er möchte sich doch nicht so frevelhaft an ihm veründigen und betheuerte, er wäre unschuldig. Allein der Hundsfattler blieb bey seiner Aussage, und wollte auf die Wahrheit derselben sterben.

Weil nun der Weber nichts gestand, so wurde er auf die Folter gebracht und zwar öfters; denn so oft er sich unter des Henkers Händen befand, gestand er vor Schmerzen Alles, was man ihn fragte; sobald man aber mit Quälen nachließ, so widerrief und läugnete er wieder Alles und betheuerte seine Unschuld. Die Richter hielten ihn endlich doch für schuldig, und das Urtheil wurde gesprochen, daß er gehenkt, der Hundsfattler aber gerädert werden sollte.

Als dieses Urtheil den Gefangenen bekannt gemacht wurde, lächelte der Hundsfattler verächtlich; der Weber aber jammerte und rang die Hände vor Kummer über das Elend seines Weibes und seiner sechs nackten Kinder, welche während seiner Gefangenschaft fast bloß von Almosen und von Geschenken der Nachbarn gelebt hatten. Seine Frau hatte mit vieler Mühe kaum zwey- oder drey mahl Gelaubniß erhalten, ihn im Gefängniß zu besuchen. Sie hatte ihn in seinen Qualen und Schmerzen gesehen, als er aus der Folterkammer in sein Gefängniß zurückgebracht wurde; ihr Herz hatte dabey so sehr geblutet, sie hatte so kläglich gezammert, daß es einen Stein hätte erweichen können. Es war fast ein Wunder, daß sie bey diesem Jammer, bey ihrer unablässigen Angst in der Nacht und im Tage, bey ihrer Noth und Armuth, bey ihren schweren Arbeiten, bey ihrem öfteren Laufen in die Stadt und wieder zurück, nicht endlich ganz zu Grunde ging. Unter diesen schweren und mannigfaltigen Leiden war ihr noch ein einziger schwacher Trost übrig, die Hoffnung nämlich, die Richter würden die Unschuld ihres Mannes noch einsehen und ihn lossprechen. Als aber der Tag der Hinrichtung da war, als sie das Todesurtheil öffentlich aussprechen hörte, als sie den Stab über ihren Mann brechen sah, als der Zug nach dem Richtplatze anfang, und die beyden Gefangenen von der Wache dahin abgeführt wurden, als ihr Mann das letzte Lebewohl ihr sagen wollte: da gerieth sie fast in Verzweiflung, riß sich von ihm los, und indem sie

ihr jüngstes Kind auf dem Arme trug und die anderen mit sich führte, lief sie nach dem Schlosse hin und verlangte vor ihren Fürsten (den Markgrafen von Baireuth) vorgelassen zu werden. Die Schildwache glaubte, sie wäre wahnsinnig, und wollte sie nicht einlassen. Eine mitleidige Person aber sagte ihr ganz leise: die Markgräfinn befände sich so eben im Schloßgarten. Sobald eilte sie mit ihren Kindern dahin, fiel der Markgräfinn zu Füßen und bath sie um Erbarmen, beschwor sie bey diesen ihren unglücklichen Kindern, bey ihrem Jammer ohne Maß und Ziel, bey Allem, was heilig ist, daß sie doch ihrem unschuldigen Manne das Leben retten möchte. Das Herz der Markgräfinn war edel und weich. Sie wurde gerührt von dem Jammer des unglücklichen Weibes, und von den Thränen der Kinder, die so eben Waisen werden sollten. Sie eilte in's Schloß zu ihrem Gemahle und bath selbst für das Leben des Webers. Er zauderte noch ein Weilchen, doch endlich gewährte er ihr die Bitte und schenkte dem Weber Gnade. Ein Zwerg (ein sehr kleiner Mensch) im Schlosse, der gut reiten konnte, bekam Befehl, sich auf das schnellste Pferd des Fürsten zu setzen, eilends nach dem Richtplatze zu reiten und dem Weber Pardon zu bringen. Die Markgräfinn ermahnte ihn zu eilen, was er konnte, denn sie besorgte, er möchte sonst zu spät kommen. Der Zwerg rannte im vollen Galoppe hin nach dem Richtplatze, und hielt an einer Stange ein weißes Tuch empor, damit man es von weitem als ein Zeichen der Gnade erkennen möchte. Diese Eilfertigkeit war auch sehr nothwendig, wenn der arme Weber am Leben bleiben sollte. Der Zug war schon auf dem Richtplatze angekommen; der Geistliche hatte den Weber schon zum Tode eingesegnet, und der Unschuldige wankte schon die Leiter am Galgen hinauf. Viele Zuschauer hielten ihn für unschuldig, bedauerten ihn, und blickten oft nach der Stadt zurück, ob etwa noch Pardon für ihn komme. — Aber jetzt schien es mit dem Weber aus zu seyn, er stand schon oben auf der Leiter, und der Henker wollte ihm schon den Strick um den Hals legen, — da sah man von ferne etwas Weißes in der Luft. Man schrie dem Henker zu, er sollte noch einhalten, und in einigen Minuten war der Reiter da, und verkündigte: Pardon! dem Weber Pardon! Die Todesangst des Elenden wurde hierdurch plötzlich in Wonne und Entzücken verwandelt, und unbeschreiblich groß war die Freude der Zuschauer, da sie den Unschuldigen begnadigt und gerettet sahen.

Aber Niemand wurde durch diese unvermuthete Veränderung so stark gerührt, als der Hundsfattler. Dieser verstockte Bösewicht hatte vorher an keinen Gott und keine Ewigkeit geglaubt, in seiner Gefangenschaft hatte er allen Zuspruch der Geistlichen und alle Erinnerungen an ein künftiges Leben hartnäckig zurückgewiesen, und wenn er ermahnet wurde, seine Missethaten zu bereuen und Buße zu thun, so antwortete er: er würde schon

wissen wie ein Mann zu sterben, und nicht wie ein altes Weib. Als die Richter den Stab über ihn brachen, hatte er ihnen in's Gesicht gelacht, und auf dem Wege nach dem Richtplatze hatte er noch über das Lärmen des Pöbels und über das Zittern seines Kameraden gespottet, indem er sagte: „Das soll meine letzte Freude seyn, zu sehen, wie dieser fromme Dieb seine Abschieds-Capriole schneidet.“ So hart und verstockt war das Herz dieses Bösewichtes geblieben bis auf die Stätte, wo er sterben sollte. Hier stand er und schaute, wie der arme Weber die Leiter hinaufflieg. Er veränderte dabey die Farbe nicht; man bemerkte an ihm noch keine Furcht, noch keine Unruhe des Gewissens; mit unverwandten Augen schaute er hinauf nach dem Galgen. — Als aber die Stimme erschallte, die dem Weber noch im letzten Augenblicke Gnade verkündigte, da ward dieser Bösewicht auf der Stelle bleicher als eine weiße Wand, trat einige Schritte zurück, und rief aus: „Ja, es ist ein Gott im Himmel, und eine Vorsehung, die ich bisher niemahls glaubte! dieß ist die Probe, die ich mir setzte. Ich glaubte schon gewonnen zu haben, und sehe nun, daß ich verliere!“

Man fragte, was er damit meinte? und er antwortete: „Der Weber ist unschuldig. Jene Schildwache

an der Mühle hat er gezwungen gethan. Selbst das Geld, das er bekam, wollte er zurückgeben, so sehr ihn auch Mangel und Hunger drückte. Jeden Diebstahl hat er sonst wie den Tod selbst gehaßt. Dieß Alles wußte ich, und verleumdete ihn vorsätzlich. Ich that es nicht aus Feindschaft — oder aus Rachbegierde, sondern nur um zu sehen, ob es eine göttliche Gerechtigkeit gäbe, die sich der Unschuld annehmen würde? Jetzt erkenne ich, daß es eine gibt, und ich bitte, man führe mich zurück, damit ich mich bekehren kann, ehe ich sterben muß. Ich will auch noch manches bekennen, was wohl werth ist, daß man mich einige Tage länger leben läßt.“

Seine Bitte wurde bewilligt und man führte ihn in das Gefängniß zurück. Jetzt war sein Gewissen wirklich gerührt. Er bezeugte und bestätigte nochmahls die Unschuld des Webers, und seine wirklichen Diebsgefallen gab er nun aufrichtig an, welche dann auch gefangen wurden und ihre Strafe litten. Er lebte noch zwölf Tage, und da er dann zum zweyten Mahle herausgeführt wurde, war sein Herz nicht mehr so hart und verstockt, sondern er erkannte, daß er den Tod verdient hatte, und starb mit wirklicher Reue über seine Sünden.

VI. Neuestes Curiositäten-Cabinet, oder Merkwürdigkeiten aus der Natur- und Weltgeschichte, Länder- und Völkerkunde, aus dem Gebiete des Scharffsinnes und Wises, zur belehrenden Unterhaltung für alle Classen von Lesern.

(Fortsetzung vom vorigen Jahre.)

128.

Der Schiffbrüchige und die Kuh.

Ein Viehboot, das nach einer der Hebriden (Schottland) bestimmt war, scheiterte an einem unbewohnten Felsenriff. Drey von den Bootsleuten erkrankten, der vierte aber rettete sich auf die Klippen und fiel in tiefen Schlaf. Auch das sämmtliche Vieh erkrankte, eine Kuh ausgenommen, die von diesem Manne aufgezogen war. Instinctmäßig kletterte sie ihm nach, legte sich neben ihn, und weckte ihn mit Liebkosungen auf. Sehr erfreut stillte er seinen Durst mit ihrer Milch und warf ihr einiges auf den Klippen befindliches Moos zu. Allein aus Mangel an Wasser verschmachtete das treue Thier zum großen Schmerze seines Herrn schon in der folgenden Nacht. Drey Tage lebte er nun von dem Blute desselben, bis er endlich von einem andern Boote gesehen und gerettet ward.

129.

Wo speiset und trinket man am besten?

Nirgends wird vielleicht besser gegessen und getrun-

ken, als in Bordeaux, denn dieses glückliche Klima bringt Alles hervor, was der raffinirteste Geschmack nur wünschen kann. In Vergleich mit andern großen Städten sind die Lebensmittel hier wohlfeil zu nennen, denn das Land, der Strom und das Meer biethet Alles, was bey uns nur als Seltenheit auf den vornehmsten Tafeln erscheint, in der größten Mannigfaltigkeit und dem höchsten Übersusse dar. Die Mahlzeit fängt immer mit Aufkern, d. h. noch vor der Suppe, an. Diese werden in eigenen Gruben am Strande mit Kleyen und Trebern gemästet, ehe man sie zu Markte bringt. Das Rindfleisch ist vorzüglich, eben so das Wild, das Geflügel, das Gemüse u. s. w., und alles im Überflusse. Die rothen Kapphühner und die Detolanen besonders sind einzig in ihrer Art. Dazu die Trüffel, das Obst, vorzüglich die Pflirsche, Weintrauben, Feigen u. s. w. Der Strom und das Meer biethen ihre Erzeugnisse in einer Fülle und Mannigfaltigkeit dar, die in Erstaunen setzt. Riesengroße Hummern, Meerespinnen, Taschenkrebse, Krabben, Kabeljau, Plattfische von allen Arten, Steinbutten und Zungen, armdicke Lampreten, Rochen, Störe u. d. m.